

Hindernis des Dialogs oder Mutter aller Ökumene?

Volker Zotz

1997 erreichte eine Petition Papst Johannes Paul II., die von 4.340.429 Menschen unterschrieben war, unter ihnen von Mutter Teresa von Kalkutta, 42 Kardinälen und 500 Bischöfen. In dieser Bittschrift wurde der Papst aufgefordert, von seiner Unfehlbarkeit Gebrauch zu machen, um Maria zur Miterlöserin zu erklären.



Joseph Kardinal Ratzinger wollte im Jahr 2000 ausschließen, dass man dem Begehren „in absehbarer Zeit folgt“, weil sich das Wort von der „Miterlöserin“ zu weit „von der Sprache der Schrift und der Väter“ entferne.¹ Mit diesem Hinweis auf die Grundlagen des Christentums war implizit das Problem der Ökumene mit den protestantischen Gemeinschaften angesprochen, von denen man sich durch eine weitere Aufwertung der Mutter Jesu entfernen würde. Schon im Vorfeld hatte eine vom Vatikan beauftragte Kommission aus 23 Mariologen daher von einem solchen Dogma abgeraten.

In der Tat kann man in der Tradition der Reformation wenig mit Maria anfangen. Luther empfahl in seinen Predigten zum Johannesevangelium (1537/38) die Gläubigen sollten „solche gemelde wegthuen“, in denen Maria ihrem Sohn die Brust gibt und stellte klar: „Ach was haben wir der Marien kuesse gegeben, aber ich mag Marien brueste noch milch nicht, denn sie hat mich nicht erloeset noch selig gemacht.“ Das deutliche Zurückweisen eines Erlösungsbeitrages der Maria ist hier mit einem Vorbehalt zur Darstellung des allzu Weiblichen in der religiösen Kunst verbunden.

Dass das katholische Verständnis der Maria einer Gemeinschaft mit dem Protestantismus im Wege steht, ist jedoch eine Ausnahmesituation, denn die Gestalt der Maria lässt sich geradezu im Zentrum einer sehr umfassenden Ökumene ansiedeln.

Judentum und Christentum

Maria verknüpft in einer historischen Dimension das Christentum mit dem Judentum. Sieht man in Jesus einen Neubeginn, besteht durch seine Mutter eine Verbindung zur Tradition des ersten Bundes. Ohne ein Verständnis der hebräischen Bibel kann der Ursprung der katholischen Auseinandersetzung mit Maria nicht nachvollzogen werden. Indem in ihrer Geschichte Gott auf wunderbare Weise einen Sohn schenkt, ist auf die eine ganze Kette solcher Eingriffe im ersten Testament verwiesen, etwa im Falle Saras, Rebeccas, Rahels oder der Mutter Simsons.

Maria ist in diesem Sinn eine Schlüsselfigur für den Zusammenhang beider Testamente des christlichen Kanons.² Eine wertvolle Hilfe für ein Begreifen Marias aus jüdischer Perspektive hat Schalom Ben-Chorin geleistet, der hinter dem, was kirchliche Dogmen, Legenden und die Kunst aus ihr werden ließen, „das jüdische Antlitz einer jungen Mutter aus Galiläa wieder deutlich“ machen wollte.³

Versuche, Maria in ihrem zeitgenössischen und kulturellen Kontext nahezukommen und Bezüge ihrer Darstellung in den Evangelien zur jüdischen Tradition zu analysieren, sind eine Chance, das jüdische Erbe im Christentum offenzulegen und weiter zu pflegen.

Islam und Christentum

Wichtig ist, dass nicht alleine Christen die Mutter Jesu als bedeutsam für die Heilsgeschichte sehen. Im *Koran*⁴ ist ihr nicht nur die 19. Sure *Maryam* gewidmet, sondern ihre Bedeutung wird an vielen anderen Stellen hervorgehoben: „Und Wir machten den Sohn der Maria und seine Mutter zu einem Zeichen“ (Sure 23,50). Schon im Leib ihrer Mutter wird Maria Gott gewidmet, der sie annimmt (Sure 3, 35-37). Maria lebte als Kind im Tempel in Jerusalem, wo sie von Gott auf wunderbare Weise ernährt wird. „O Maria! Wahrlich, Allah hat dich auserwählt und gereinigt und vor den Frauen aller Welt erwählt“ (Sure 3, 42).

Die Jungfräulichkeit der Mutter Jesu ist für den gläubigen Muslim eine Tat-

sache. Nachdem der Engel ihr verkündete, dass sie den Messias gebären wird und sie auf die Unmöglichkeit hinweist, „wo mich doch kein Mann berührte,“ wird sie belehrt: „Allah schafft, was Er will. Wenn Er eine Sache beschlossen hat, spricht Er nur zu ihr ‚Sei‘, und sie ist“ (Sure 3,47). Wie der erste Mensch ist Jesus also ohne Zeugungsakt unmittelbar von Gott geschaffen: „Wahrlich, Jesus ist vor Allah gleich Adam“ (Sure 3,59).

Bei allem, was der werdende Islam hier aus dem antiken Christentum aufnahm, lässt er doch keinen Zweifel, dass der Messias und Prophet Jesus wie seine Mutter nicht Gott und Got-

**Maria gilt als Urbild
der Kirche. Es ist tröstlich
und verbindend,
dass diese Jüdin mit ihrer
weiten Wirkungsgeschichte
in der abendländischen Kultur,
ihrer herausragenden Stellung
in der heiligen Schrift des Islams
und ihrem Widerschein
in anderen Religionen der Welt
nicht ganz allein
den Katholiken gehört.**

tesgebäuerin waren, sondern herausragende Menschen. Das Konzil von Ephesus hatte 431 Maria als "Theotokos", als Gottesmutter, bezeichnet. Der *Koran* weist diesen Anspruch bestimmt zurück: „Und wenn Allah fragen wird: ‚O Jesus, Sohn der Maria! Hast du zu den Menschen gesprochen: nehmt mich und meine Mutter als zwei Götter neben Allah an?‘, dann wird er sagen: ‚Preis sei Dir! Es steht mir nicht zu, etwas zu sagen, das nicht wahr ist.“ (Sure 5,116)

Die Rolle, die Maria im Christentum wie im Islam spielt, kann sie zu einem verbindenden Motiv im Dialog beider Religionen machen, wenn es gelingt, Unterschiede nicht als Reibungspunkt zu betrachten, sondern in der Auseinandersetzung mit der jeweils anderen Interpretation der Gestalt Mariens eine bessere Bestimmung des eigenen Standortes zu erfahren.

Heidentum und Christentum

Viele Maria geweihte Kirchen entstanden in der Spätantike an Orten, an denen sich zuvor Tempel der Göttinnen befanden. Auch wenn sich kaum einzelne Bezüge aufweisen lassen, fällt auf, dass parallel zum Niedergang des Isis-Kultes in der römischen Welt jener der Muttergottes aufblühte. In der Kunstgeschichte geht man davon aus, dass unter anderem das Motiv der stillenden Maria, das Martin Luther so zuwider war, von Darstellungen der Isis mit Horus beeinflusst ist.

Sicher ist es problematisch, über allzu konkrete Abhängigkeiten der Marienverehrung von vorchristlichen Göttinnenkulten zu spekulieren. Dies geschah in der religionsgeschichtlichen Diskussion des 19. Jahrhunderts, als man zum Beispiel ohne jegliche Quellen die schwarzen Madonnen auf die schwarze Artemis von Ephesos zurückführen wollten. Heute finden sich derartige Anklänge in feministischer und esoterischer Literatur.

Allerdings kann ohne Spekulation in Detailfragen gesagt werden, dass mit dem Erlöschen der heidnischen Kulte der Göttinnen und der zunehmenden Verbreitung des Christentums Maria viele Funktionen übernahm, die von den Menschen zuvor bei Göttinnen gesucht wurden. Sie zeigte neben ihrem Sohn ein weibliches Gesicht des göttlichen Plans mit der Welt. Dass die Christen dabei auf frühere Formen der Darstellung, Verehrung und Kontemplation zurückgriffen, ist selbstverständlich. Was anderes hätten sie tun können? Dass man diese Bezüge später oft nicht zur Kenntnis nehmen wollte, ist ebenso verständlich. Schließlich verstand sich das Christentum als ein radikaler Neubeginn Gottes mit den Menschen, der seine Vorgeschichte seinem Bund mit dem jüdischen Volk hatte. Zudem standen sich Heidentum und Christentum in der spätantiken Welt nicht zuletzt aus politischen Gründen vielfach feindselig gegenüber.

Dennoch ist das Christentum zutiefst vom Heidentum inspiriert. Dies gilt für die Liturgie und das Rechts- wie Organisationsverständnis der Kirche, und es trifft für die Theologie zu, die sich in ihrer Entwicklung weitgehend aus

der griechischen Philosophie nährte. Motive wie jene vom einzigen Gott und der Unsterblichkeit der Seele boten in Fülle Anknüpfungspunkte zur Lehre Jesu. Auf dieses griechisch-lateinische Erbe zu verzichten, so Papst Johannes Paul II., „würde dem Vorsehungsplan Gottes zuwiderlaufen.“ (*Fides et Ratio* § 72).

In dieser Hinsicht lässt sich Maria betrachten, in deren Wirkungsgeschichte vieles einfluss, was vorchristlicher Tradition in Bezug auf das Weibliche in der religiösen Sphäre wertvoll war. Sie ist ein Beispiel, wie es zum Neubeginn des Christentums gehört, Älteres in die von biblischen Inhalten geprägte Welt zu integrieren: Die Jüdin Maria, die Jesus in die Welt setzte und ihn nach Johannes beim Hochzeitsfest in Kana geradezu drängte, dass er mit seinem öffentlichen Wirken beginnen, - diese Maria kann, wie die alten Göttinnen, an Quellen erscheinen, um auf die

eigentliche Quelle des Heils zu verweisen.

Das Alte, das damit zur Vorahnung des Neuen wird, behält Sinn und Würde. Einer fundamentalistischen Perspektive, die im religiösen Leben neben der biblischen Offenbarung sogar das nicht gelten lassen will, was im Einklang mit ihr bestehen kann, wird Maria als so verstandene Gestalt einer weiten Ökumene, die auch Vorchristliches einschließen kann, fremd bleiben.

Weltreligionen und Christentum

Im Christentum ist Gott ein Vater und sein Sohn Jesus erschien in männlicher Gestalt. Viele Religionen neben den drei monotheistischen kennen jedoch weibliche Aspekte des Göttlichen. Wie der Kult von Guadalupe in Mexiko zeigt, erleichtert Maria vor solchem Hintergrund die Annäherung an ein Verständnis des Christentums.

Indem sie Verbindendes zeigt und die Chance zum verstehenden Dialog mit lebendigen Religionen Asiens, Afrikas und Südamerikas bietet, kann zugleich offen gelegt werden, was das christliche Verständnis unterscheidet.

Beispielsweise werden im Mahayana-Buddhismus weibliche Buddha-Aspekte verehrt, etwa als Personifizierungen der Weisheit und des Mitleids. Man betrachtet diese Gestalten dort als überzeitlich und nicht mit einem einzigen konkreten Ereignis wie der Geburt des historischen Buddha verbunden. Hier wird der charakteristische Unterschied zur historischen Perspektive des Christentums deutlich, in der die Himmelskönigin wie die lieben Frauen von Lourdes oder Fatima untrennbar von einer jüdischen Mutter des 1. Jahrhunderts sind.

Solches Nachforschen beim anderen, um den eigenen Ort deutlicher zu sehen, ist keinesfalls eine neue Mode. Schon im 4. Jahrhundert scheint der Kirchenvater Hieronymus über solche Gemeinsamkeiten und Unterschiede nachgedacht zu haben, wenn er die vorgeblich jungfräuliche Geburt des Buddha aufgreift.⁵

Maria gilt als Urbild der Kirche. Es ist tröstlich und verbindend, dass diese Jüdin mit ihrer weiten Wirkungsgeschichte in der abendländischen Kultur, ihrer herausragenden Stellung in der heiligen Schrift des Islams und ihrem Widerschein in anderen Religionen der Welt nicht ganz allein den Katholiken gehört.



¹ Joseph Ratzinger: *Gott und die Welt*. Stuttgart/München 2000, S. 263.

² Zur Karl-Heinz Menke: *Fleisch geworden aus Maria. Die Geschichte Israels und der Marienglaube der Kirche*. Regensburg 1999.

³ Schalom Ben-Chorin: *Mutter Mirijam. Maria in jüdischer Sicht*. München 1991 (7. Auflage), S. 11.

⁴ Alle Zitate nach *Der Koran. Das heilige Buch des Islam*. Aus dem Arabischen von Max Henning. Überarbeitet und herausgegeben von M. Wilfried Hofmann. München 1999.

⁵ Hieronymus: *Adv. Iovinianum* I,42.